

# Leseprobe Tal der Tränen- Gleann nan deòir

## Prolog

Wir schreiben das Jahr 1691.

Aidan stand am Grabe seines ältesten Sohnes. Ein eiskalter Wind wehte um sein Gesicht, obwohl es erst Oktober war. Vor einer Woche hatten sie Iain zu Grabe getragen. Auf einem Botenritt zu Captain Robert Campbell of Glenlyon war er von den Gebrüdern des Clanchiefs der Campbell in einen Hinterhalt gelockt und niedergemetzelt worden. Den Leichnam banden sie auf das Pferd und ritten bis zur Landesgrenze der MacDonalds im Glen Coe. Dort gaben sie dem Ross den Befehl „nach Hause“ zu reiten. Aidan erblickte das Pferd als Erster und ritt dem scheinbar herrenlosen Tier entgegen. Der Schrecken war gross, als er erkannte, dass eine Leiche auf das Pferd gebunden war. Und als er sah, dass es sein ältester Sohn war, glaubte er, nie mehr atmen zu können.

Er nahm das Pferd am Zügel und führte es weinend ins Dorf. Nur zwei Monate vorher hatte er seine über alles geliebte Frau Mairi verloren. Sie war einer unbekanntem Krankheit erlegen. Aidan hatte das Gefühl, dass ihm der Boden unter seinen Füßen weggezogen wurde und stiess einen markerschütternden Schrei aus, woraufhin ihm die Dorfbewohner entgegenrannten. Behutsam nahmen sie den Leichnam vom Pferd und legten ihn auf sein Bett. Dabei fiel ein Papierfetzen zu Boden. Aidan hob ihn auf und las:

*So geht es allen Verrätern, die den Treueid für König Wilhelm nicht unterschreiben wollen. Du bist gewarnt!*

In diesem Moment hatte er vor allen, die versammelt waren, schwören wollen, sich auf grausamste Art und Weise zu rächen. Mitten in seinem Schwur war es ihm gewesen, als hörte er die Stimmen seiner Frau und von Iain: „Schwöre nie etwas in Wut. Du könntest es bereuen.“

Er hatte innegehalten und auf seine Liebsten gehört.

Aber heute, eine Woche nachdem er seinen Sohn beerdigt hatte, würde ihn nichts und niemand davon abhalten, diesen Schwur zu leisten. Dieser Mord verlangte nach Gerechtigkeit. Die Campbells waren genauso mit den MacDonalds verwandt, wie die MacDonalds mit den Campbells es waren. Diese vermaledeite Heirat zwischen einem Hurensohn eines Campbells und einer MacDonalds verkomplizierte alles.

Die Hand hoch erhoben sprach er feierlich: „Hiermit schwöre ich bei allem, was mir lieb und teuer ist. Von diesem Tag an werde ich, Aidan MacDonald, jedes Mitglied des Campbell-

Clans auf die gleiche grausame Art und Weise ermorden, wie sie es mit meinem Iain getan haben.“

## Kapitel

Wie so oft zog es Eamon am Wochenende an einen stillen Ort. Fernab von Menschen, am liebsten ans Meer. Auch an diesem Sonntag hatte er seinen Ford Mustang oberhalb von Crovie parkiert. Dieses kleine malerische Feriendorf durfte man nur zu Fuss betreten. Es zog ihn aber nicht ganz zum Dorf, sondern zu den Felsen. Zum Glück hatte es zu regnen aufgehört und der Wind hatte sich beinahe gänzlich gelegt. Bei Sturm und Regen auf dem Felsen zu sitzen war gefährlich.

Eamon konnte stundenlang dort sitzen und seinen Gedanken nachhängen. Sein Vater hatte ihn einmal hierhin mitgenommen und ihm von der Geschichte ihres Clans erzählt. Der Clan MacDonald war ein stolzer und unbeugsamer Clan gewesen. Berüchtigt dafür, dass sie, wo sie nur konnten, Vieh stahlen und es dann ihr eigen nannten. Befehlen von aussenstehenden Personen folgten sie nur ungern. Sie hatten ihre eigenen Regeln und hielten sich fast ausschliesslich an diese. Befehle des Königs waren ein rotes Tuch für den Clanchief.

Es gab einen speziell Berüchtigten, der wurde von allen nur der alte Fuchs genannt. Er hatte kein Pardon gekannt, wenn es um seine Rechte und um das Wohlergehen seines Clans gegangen war. Erzfeind Nummer eins war der Clan Campbell gewesen. Sein Vater hatte ihm an diesem geschichtsträchtigen Nachmittag eingebläut: Vertraue nie einer Person aus dem Campbell Clan. Dieser Satz war Eamons Leitsatz geworden. Auch in der Schule wurden sie über diesen gefährlichen, brutalen Clan informiert. Sie hatten vor dem Massaker von Glen Coe die „heilige“ Gastfreundschaft der MacDonalds genossen und sie mit Tod und Verderben verdankt. Es gab sogar ein B&B im Glen Coe, auf dessen Eingangstür stand: Alle, ausser Hunde und Campbells, sind herzlich willkommen. Die Geschichte seines Clans faszinierte Eamon. Er stellte sich oft vor, wie sein Leben in dieser Zeit verlaufen wäre. Ob sein Dad auch so ein charismatischer und unbeugsamer Chief gewesen wäre. Sein Dad war ein starker und traditionsbewusster Mann. Eamon konnte sich problemlos vorstellen, dass er ein guter Stammesvater gewesen wäre. Nur die berufstätige Mutter passte gar nicht zu dieser Tradition.

Mittlerweile war er aufgestanden und wollte auf den Felsplatten näher zum Meer hinlaufen. Als er bei einem Steinabsatz stand, blieb er wie angewurzelt stehen. Nur wenige Meter von ihm sah er eine junge Frau in einer Blutlache liegen. Schnellen Schrittes ging er zu ihr hin und kontrollierte, ob der Puls noch fühlbar war. Ja, er war spürbar, wenn auch nur flach und kaum zählbar, da er raste. Angesichts des vielen Blutes kombinierte Eamon, dass die Frau deswegen das Bewusstsein verloren hatte. Der Brustkorb hob und senkte sich kaum und sehr schnell. Seine Mutter, eine Vollblutärztin, hatte ihm schon als kleiner Junge eingetrichtert, was in einer solchen Situation zu tun war. Er wählte die 999 und wartete

ungeduldig, bis er verbunden wurde. Er nannte die Koordinaten und den gemessenen Puls, die gezählten Atemzüge pro Minute und informierte über den grossen Blut- und Bewusstseinsverlust der verletzten Frau.

Eamon verstaute sein Handy in seiner Hosentasche und setzte sich zu der Bewusstlosen, kontrollierte von Zeit zu Zeit den Puls und die Atmung. Woher die Blutung kam, konnte er nicht eruieren. Von der Frau ging eine spezielle Ausstrahlung aus, deshalb nannte er sie Tara. Seine Mutter hatte ihm vor noch nicht langer Zeit von ihrem Indienaufenthalt erzählt und dabei spezielle Namen, unter anderem Tara, und dessen Bedeutung erwähnt. Die junge Frau zu drehen, getraute er sich nicht, da er nicht wusste, ob die Wirbelsäule verletzt war. Der Puls war immer schwächer spürbar und die Atmung setzte just in dem Moment aus, in dem er die Sirene der Ambulanz hörte. Vorsichtig drehte er Tara nun doch auf den Rücken und begann mit der Beatmung. Einige Minuten später wurde er abgelöst.

Als die junge Frau wieder ohne Unterstützung atmete, wurde er vom Arzt – während er nach einer Vene suchte, um eine Infusion legen zu können – gefragt: „Kennen Sie diese Frau? Wissen Sie, was passiert ist?“

„Nein, ich habe sie bewusstlos gefunden und sofort die Ambulanz gerufen.“

In der Zwischenzeit hatte der Rettungssanitäter ihr die Sauerstoffmaske umgebunden, die Elektroden mit dem EKG-Apparat verbunden und den Arzt über die fatalen Werte informiert. Mit Mühe hatte der Arzt nun eine Vene gefunden, den kleinstmöglichen Zugang gesetzt und er spritzte sofort herzunterstützende Medikamente.

„Hoffentlich kann ich trotz des kleinen Zugangs etwas Volumen zuführen, sonst sehe ich schwarz für die junge Dame“, sagte der Notfallarzt.

„Blutdruck sinkt auf unter 60“, informierte der Rettungssanitäter.

„Mist. Gib mir nochmals eine Ampulle Adrenalin.“

Fünf Minuten später sah Eamon zu, wie der Arzt und der Sanitäter schweissgebadet die Bewusstlose in den Rettungswagen schoben.

„Wollen Sie mitkommen?“ Der Sanitäter hatte ihn gefragt.

„Ja, gerne“, antwortete er, über seine Antwort selbst überrascht.

„Also dann, nichts wie rein in den Wagen. Es eilt!“

Während der fünfundzwanzigminütigen Fahrt hatte Eamon genügend Zeit, Tara zu mustern. Er blickte in ein ovales, jetzt bleich-gräuliches und eingefallenes Gesicht. Unter normalen Umständen war es sicher hübsch. Im Moment hing halbverkrustetes, vermischt mit frischem Blut in den dunklen Haaren. Der Arzt hatte zwar die Wunde notdürftig verbunden, aber der Verband war schon nach wenigen Minuten wieder mit Blut durchtränkt und es

sickerte neben der Bandage weiter den Hals hinunter. Sie hatte einen schlanken Körper und war eher klein. Die schmalen Finger waren blauverfärbt, ebenso die vollen Lippen. Alles in allem war die Situation für sie bedrohlich, fand Eamon. Oft genug hatte seine Mutter von ihrer Arbeit auf der Notaufnahme erzählt.

## **Kapitel**

Die Tür öffnete sich und Tom schaute in die schönsten Augen, die er je gesehen hatte.

„Hey Samantha, alles okay? Komm herein. Ich habe mir Sorgen um dich gemacht, vor allem, nachdem auch deine Mom nicht gewusst hatte, wo du genau warst und wie es dir ging.“

„Hallo Tom. Entschuldige, dass ich mich nie gemeldet habe“, erwiderte sie mit leiser Stimme.

„Willst du mir ...“ Tom hielt inne, als er Tränen in Samanthas Augen schimmern sah. Er nahm sie an der Hand und führte sie zum nächsten Stuhl. „Schsch, was ist geschehen?“

Seit er sie kannte, hatte er sie nur einmal so aufgelöst erlebt. Als dieser Tunichtgut von einem Mann, Raoul, ihr den Laufpass gegeben hatte. Es hatte ihm beinahe das Herz gebrochen, Samantha am Boden zerstört zu sehen. Wie schon damals, verspürte er auch jetzt das Bedürfnis, sie in den Arm zu nehmen. Er hatte sich in dem Moment, in dem sie sein Büro das erste Mal betreten hatte, in sie verliebt. Auch als er herausgefunden hatte, dass sie vergeben war, hatte er nie aufgehört, sie zu lieben und zu hoffen. Seine Zeit würde kommen, da war er sich sicher.

„Dad ist tot.“

Er wurde aus seinen Gedanken gerissen.

„Er wollte die Kamera aus seinem Zimmer holen und ist nicht mehr zurück ins Wohnzimmer gekommen. Er wird nie mehr zurückkehren. Wieso durfte ich ihn nur so kurze Zeit kennen? Warum?“

Tom konnte nicht mehr anders. Er nahm Samantha in seine Arme und wiegte sie tröstend hin und her, als ein Tränenschwall sie am Weitersprechen hinderte. Es wurde ihm beinahe schwindlig von der Gefühlsachterbahn, die ihn erfasste. Was diese Frau in ihm auslöste, konnte nicht in Worte gefasst werden. Er spürte ihren Kopf auf seiner Brust und wie ihre Tränen sein Hemd benetzten. Sein Herz schlug wie wild. Was sie jetzt wohl dachte? Sie würde seinen Herzschlag auch hören oder war sie so in ihrem Schmerz versunken, dass sie ihn gar nicht wahrnahm? Wahrscheinlich traf eher die zweite Variante zu. Was sollte er bloss sagen? Dass es ihm leidtat? Selbst in seinen Ohren tönte das abgedroschen. Er hatte keine

Ahnung, was in einer solchen Situation hilfreich war. Also liess er sie einfach gewähren und strich ihr tröstend über den Rücken.

Am liebsten hätte Tom Samantha nie mehr losgelassen. Langsam verebbte das Schluchzen, bis sie sich von ihm löste. Dort, wo vor einer Sekunde noch ihr Kopf gelegen hatte, brannte seine Haut wie Feuer.

„Sorry, Tom. Dein Hemd ist von meinen Tränen völlig durchnässt“, flüsterte sie in seine Gedanken.

Ich wünschte, es würde nie trocknen, damit ich immer etwas von dir bei mir habe, antwortete er ihr in Gedanken. Laut sagte er: „Das trocknet wieder. Es macht gar nichts. Willst du mir mehr erzählen?“

Samantha schloss die Augen und er befürchtete, ein erneuter Tränenschwall würde sie am Sprechen hindern.

„Verstehe mich nicht falsch, Tom. Aber im Moment kann ich nicht darüber sprechen. So vieles ist passiert und ich bin noch ganz durcheinander. Aber ich komme gerne auf dein Angebot zurück, wenn ich so weit bin.“

Sie stand auf und lief zur Tür. Bevor sie sein Büro verliess, drehte sie sich nochmals um und sagte: „Danke, dass du mir die Zeit mit meinem Dad ermöglicht hast. Ich gehe jetzt aber besser in mein Büro und beginne meinen Pendenzenberg abzuarbeiten.“

Und schon war sie verschwunden. Tom stöhnte leise vor sich hin und fuhr mit den Fingern durch sein kurzgeschnittenes braunes Haar. Hatte er sie mit seiner Frage vor den Kopf gestossen? Spürte sie, was in ihm vorging?

Er hatte schon geglaubt, dass jetzt, da Samantha wieder single war, seine Stunde gekommen sei. Bewusst hatte er ihr Zeit gelassen, da er wusste, wie stark Raoul sie verletzt hatte. Jetzt hatte ein weiterer Schicksalsschlag seinen Traum, endlich mit Samantha zusammen zu sein, auf unbestimmte Zeit verschoben. Sie in seinen Armen zu halten, hatte ihn beinahe um den Verstand gebracht. Für ihn war klar, dass Samantha seine Traumfrau war. In unzähligen Tagträumen hatte er sich den Tag ihrer Hochzeit ausgemalt. Wie sie ihm mit strahlenden Augen und ihrem bezaubernden Lächeln in der Kirche in Begleitung ihrer Mutter zum Altar entgegenlief. Er hatte sich das Leben mit ihr in den schönsten Farben vorgestellt.

\*\*\*

Samantha betrat ihr Büro. Es kostete sie alle Kraft, nicht in Tränen auszubrechen, als sie daran dachte, was sich in der Zeit, seit sie dieses Büro das letzte Mal betreten hatte, alles ereignet hatte. Noch immer erschien es ihr wie ein Traum, dass sie ihren Vater endlich kennengelernt und dann so schnell auf tragische Weise verloren hatte.

Sie sass an ihrem Bürotisch und versuchte, ihren Pendenzenberg zu ordnen. Es fiel ihr schwer, sich zu konzentrieren. Immer wieder schweiften ihre Gedanken zu ihrem Dad und zu Roy. War es wirklich erst etwas mehr als einen Monat her, seit sie ihren Vater kennengelernt hatte? So lange hatte sie geglaubt, er wolle nichts von ihr wissen. Die intensiven und wunderschönen zweieinhalb Wochen, die sie mit ihm erleben durfte, entschädigte sie für vieles. Und doch blieb die Wehmut, dass sie mehr Zeit hätte mit ihm verbringen können, wenn ihre Mutter nicht so stur gewesen wäre.

Sie schaute zum Fenster hinaus. Wie hätte sie an ihrer Mutters Stelle reagiert?

Erneut schaute sie wie hypnotisiert auf ihren Pendenzenberg. Er erschien ihr wahnsinnig gross. Wo sollte sie anfangen? Bei den Mails oder der Briefpost? Sie verspürte den unbändigen Drang, das Büro fluchtartig zu verlassen. Es fühlte sich so falsch an, hier zu sein.

Dad, warum hast du mich verlassen? Warum war uns nur so kurze Zeit miteinander vergönnt?

Das Telefon schrillte mitten in ihre Gedanken hinein.

„Scotlands News Switzerland, Samantha, wie kann ich Ihnen helfen?“

„Hi, Samantha, ich bin's. Hast du Zeit? Ich brauche dich!“

Es dauerte einen Moment, bis sie realisierte, wer am anderen Ende der Leitung war.

„Raoul?“, fragte sie ungläubig.

„Ja, wer denn sonst? Sag schon, hast du Zeit für mich?“

Mit leiser Stimme antwortete sie: „Nein, Raoul, ich ...“

„Du hast doch gesagt, du seist immer für mich da. Was soll das nun?“

Noch vor drei Monaten wäre sie spätestens nach diesem Satz weich geworden. Jetzt stieg nichts als Wut in ihr auf. Was glaubte dieser selbstverliebte Typ eigentlich?

„Nein, Raoul, das ist vorbei. Ich bitte dich, rufe mich nicht mehr an. Ich habe zu tun.“

Bevor er überhaupt nur die Möglichkeit zu antworten gehabt hätte, hatte sie schon aufgelegt. Ihre Gedanken wanderten schmerzlich zum Gespräch mit ihrem Vater, als sie ihm von Raoul erzählt hatte. Dad war ganz ausser sich gewesen ob Raouls eiskaltem Kalkül. Ihr

Dad hatte recht gehabt. „Derselbe Mensch, der dich mal aus Hochmut alleine gelassen hat, wird reuig zu dir zurückwollen. Lass dich nicht ausnutzen.“

Was immer Raoul dazu veranlasst hatte, sie im Geschäft anzurufen, es konnte nur bedeuten, dass er Geld, ihre erneute organisatorische Hilfe oder beides wollte, weil er es mit dem Label vermasselt hatte. Dem ersten Nummer-eins-Hit war kurze Zeit später ein zweiter gefolgt. Danach hatte sie nichts mehr gehört. Aber sie hatte in den letzten Monaten praktisch kein Radio gehört und den Fernseher nie eingeschaltet. Und während der Zeit in Grossbritannien liess ihr Dad, wenn das Radio überhaupt an war, den klassischen Sender laufen. Er hielt nicht viel von der neumodischen Popmusik.

Tränen der Trauer kullerten über ihre Wangen und tropften auf das oberste Couvert ihrer Briefpost. Erst jetzt sah sie, dass der Umschlag in Handschrift mit ihrem Namen versehen war. Sie trocknete ihre Tränen und öffnete den Briefumschlag.

*Liebe Samantha,*

*ich weiss, du hast eine schwere Zeit hinter dir und auch vor dir. Du sollst wissen, dass ich immer für dich da bin.*

*Schön, dass du wieder da bist. Du hast mir gefehlt!*

*In tiefer Verbundenheit*

*Tom*

Samantha las die Karte ein zweites Mal. Was mehr, als Verständnis für ihre Situation, stand hinter seinen Worten? Er war ihr Chef und als Vorgesetzter schrieb man einer Angestellten nicht „du hast mir gefehlt“. Tom hatte auch vorher gesagt, dass er jederzeit für sie da sei. Eigentlich war auch das schon mehr als die übliche Anteilnahme, oder? Und jetzt hielt sie diese Karte in der Hand und wusste nicht recht, was sie davon halten sollte.

Erneut schrillte das Telefon. Sie hätte es sich denken können. Es war wieder Raoul. Hin und her gerissen, ob sie den Hörer abnehmen sollte, entschied sie sich dafür.

„Raoul, ich bitte dich, mich nicht mehr anzurufen. Es ist vorbei. Solltest du mich nochmals anrufen, werde ich deine Nummer sperren.“

Bevor er etwas entgegnen konnte, hatte Samantha schon wieder aufgehängt. Es hatte sie enorm Kraft gekostet, ihre Stimme fest und bestimmt klingen zu lassen. Sie beschloss, sich einen Kaffee im Pausenraum zu holen, als das Telefon schon wieder klingelte. Ein Blick auf das Display bestätigte ihre Befürchtung. Sie kannte Raoul gut genug, um zu wissen, dass er sich nicht einfach abspeisen lassen wollte.



Als sie mit einer Tasse dampfendem Kaffee zurück in ihr Büro kam, blinkte die Anzeige „Anruf in Abwesenheit“. Sie löschte die Meldung und sperrte Raouls Nummer. Wenn sie heute Abend wieder zu Hause sein würde, musste sie die Nummer auch auf ihrem Handy sperren.

Erneut starrte sie auf den vor ihr liegenden Papierberg. Natürlich war er nicht kleiner geworden. Im Gegenteil, er wirkte noch grösser. Samantha nahm den obersten Brief und öffnete ihn. Er enthielt ein Foto des Strandes von Lossiemouth vor einer atemberaubenden Abendstimmung mit der Anfrage, ob sie dieses Foto mit dem unten folgenden Text für eine der nächsten Ausgaben gebrauchen könnten. Der Text war in Englisch geschrieben. Als Absender standen nur die Initialen „E.MD“. Sie legte das Couvert in ihre Pendenzenmappe, die mit „Wichtig“ angeschrieben war. Den Text würde sie später lesen und dann allenfalls mit Tom über eine allfällige Verwendung sprechen.

Wie auf Kommando ging die Tür auf und Tom stand mit einer Tasse Tee in der Hand davor.

„Ich habe gedacht, du könntest eine Stärkung gebrauchen. Da ich dir die Post auf den Tisch gelegt habe, weiss ich, wie viele Briefe auf dich warten.“

Und schon war er wieder aus ihrem Büro verschwunden. Sie konnte nicht einmal danken. Verdutzt nahm sie ihre Arbeit wieder auf.

Wie wenn das Telefon gewusst hätte, dass es sie nicht stören sollte, blieb es im weiteren Verlauf des Morgens ruhig. Der Briefberg war abgearbeitet, alles sortiert, die Mails beantwortet, als Tom sie fragte, ob sie gemeinsam ins um die Ecke gelegene Pub etwas essen gehen wollten. Tom zuliebe willigte Samantha ein. Hunger hatte sie keinen. Die Trauer nahm ihr den Appetit. Es tat aber gut, sich die Füsse zu vertreten und etwas frische Luft zu schnappen. Während er einen Jack Potato gefüllt mit Speck und Cheddar Käse ass, trank sie eine Cola Zero.

Er erzählte ihr, was während ihrer Abwesenheit in der Redaktion alles gelaufen war. Eine interessante Anfrage sei letzte Woche von einem Mann eingetroffen. Ob sie an einer Serie über unbekanntere, aber nicht weniger atemberaubende Kirchen in Schottland interessiert seien. In einer Serie könnte er über architektonische und geschichtliche Dinge berichten. Er habe, bevor er pensioniert worden sei, als Archäologe gearbeitet und habe einiges bisher nie Veröffentlichtes mit eigenen Augen gesehen.

Abschliessend sagte Tom: „Ich habe bereits ein Treffen mit Scott Thompson abgemacht. Er ist in Schottland aufgewachsen, lebt aber seit zehn Jahren in der Schweiz.“

„Oh, das tönt spannend. Auf wann hast du den Termin angesetzt?“ Sie war froh, von ihren trüben Gedanken abgelenkt zu werden.

„Nächste Woche am Dienstag, gleich um acht Uhr. Passt das für dich?“

„Ich denke schon. Vor meinen Ferien habe ich keine Termine mehr gebucht, da ich nicht wusste, wie lange ich wegbleiben werde. – Muss ich noch etwas vorbereiten oder lesen?“

„Ich schicke dir noch sein CV mit Fotos von seinen Projekten. Alles weitere werden wir an unserem Gespräch erfahren, okay?“

„Gut. Dann mache ich mich am besten wieder an die Arbeit. Kommst du auch wieder ins Büro, oder hast du woanders was zu erledigen?“

Tom bezahlte und gemeinsam verliessen sie das Pub. Auf dem Weg zurück fragte er nach ihrer Mutter.

Sie wusste, dass Mom Tom mochte und es gerne gesehen hätte, wenn sie mehr als nur Freunde wären. Aber das konnte sich Samantha definitiv nicht vorstellen. Sie mochte ihn, sehr sogar. Aber das war's dann schon. Das reichte nicht für eine Beziehung. Und nach dem Alptraum mit Raoul hatte sie nicht vor, sich nochmals zu binden. Ich muss das Tom klar machen, dachte sie, als sie an seinen Brief dachte. Sobald ich alles aufgearbeitet habe, werde ich ihn um ein Gespräch bitten. Samantha wusste, dass sie ihm weh tun würde. Aber lieber war sie ehrlich zu ihm. Lange genug hatte sie selber Lügengeschichten geglaubt. Sie wusste, wie es schmerzte, zu erfahren, dass die eigenen Gefühle nicht erwidert wurden. Es würde ihr leidtun, wenn sie Tom dadurch auch als Freund verlieren würde, spielte er doch eine wichtige Rolle in ihrem Leben. Sei es als Vorgesetzter oder als bester Freund.